

Die Kaschmirziegen.



Die Kaschmirziege hat beinahe ganz das Gepräge der gewöhnlichen Ziege, nur daß ihre Hörner gerade*) sind, und

*) Die Hörner des Boas sind im Bilde vom Künstler irrthümlicher Weise spiralförmig.

die Ohren bisweilen herabfallend; das Fell ist weiß, gräulich oder hellbraun, wie Milchkaffee. Es ist ein kräftiges Thier, das in seinem Vaterlande nicht nur durch seine Milch, sein Fell und seine Wolle sich nützlich macht, sondern auch als

Saumthier Dienste leistet. In einem großen Theile von Pentschab wird der Transport ebenso häufig von den Ziegen besorgt, als von Pferden und Ochsen, und die mittlere Last, die eine Ziege trägt, ist 12 bis 14 Pfunde. In Kaschmir gibt es zwei Arten von Ziegen; die eine ist groß, mit einer gebogenen Blässe, die andere mit einer geraden Blässe. Diese ist es, welche unter groben Haaren den Pashm oder Listik, jene in Europa so gesuchte Wolle, trägt.

Dieser Pashm, aus dem die ebenso weichen, als leichten und warmen Stoffe bereitet werden, bedeckt die Kaschmirziegen nur im Winter; er fällt gegen den Monat April. Man wendet zwei Versahrungsarten an, um ihn zu gewinnen. Die erste ist in Kaschmir üblich, wo man die Thiere vollständig scheert; die andere besteht darin, daß man sie kämmt. Diese beiden Arten, welche die Wolle herauschaffen sollen, sind nicht gleich gut. Wenn die erste den Nachtheil hat, daß man nach der Schur die Haare von der Wolle sondern muß, hat sie den Vortheil, die kostbare Masse von Jahr zu Jahr zu verdicken, und dadurch immer größern Nutzen abzuwerfen. Die Proceßur des Kämmens erlaubt auf der einen Seite rasche industrielle Operationen, auf der andern Seite zwingt sie die Natur nicht, die Kaschmirziege jedes Jahr üppiger zu machen. Die Schur hat sich jedoch als praktischer erwiesen, namentlich bei den Versuchen in Frankreich. Der Preis der Wolle ist an Ort und Stelle, wo sie erzeugt wird, nicht besonders hoch, nämlich 1 Rupie (1 fl. 10 kr.) pro Pfund. Seit 1816 hat man vielfache Versuche gemacht, die Kaschmirziege in Europa heimisch zu machen, und manche Dekonomieen sahen die Versuche mit Erfolg gekrönt.

Die Robe und der Degen.

Abenteuer eines Seehelden.

IX. Das Haus Trouin.

Wer nach St. Malo kommt, versäume nicht, sich eine der größten Merkwürdigkeiten der Stadt zeigen zu lassen. In der Rue Corn-de-Cerf, gegenüber der Fischerei, stehen vier Häuser von geschnitztem Holze. Das letzte derselben ist das interessanteste und wohl auch das berühmteste, denn hier wurde der Held geboren, dessen Jugendgeschichte wir erzählen; es ist das Haus du Quay Trouin's. Das Haus hat drei übereinander hervorspringende Stockwerke. Die Fagade besteht ganz aus geschnitztem Holze und kleinen Fensterscheiben, von denen einige prachtvoll gemalt sind. In dieser Stadt von Stein war eine Wohnung von Holz der größte Luxus, und konnte deshalb nur einer reichen Familie angehören. Die Thüre des Hotel Trouin war sehr schmal; über derselben gewahrt man das Wappen der Familie; fünf Wappenhalter schmücken die Pfeiler der Fagade. Das erste und zweite Stockwerk bildet gleichsam ein Fenster. Im Parterre waren die Bureau und Magazine, wo die Trouins die Waaren aufspeicherten, die sie mit Spanien und seinen Colonien austauschten. Den ganzen ersten Stock nimmt ein großer Salon ein, der vom reichsten Schnitzwerk floßt; ein in der Mauer angebrachter Kasten verwahrte die Schätze und kostbaren Papiere der Familie. Nach hinten stieß die Wohnung an einen Felsen, der auf der andern Seite die Wohnung des Todtengräbers stützte, die von dem Kirchhof von St. Malo umgeben war. Während so nach vorne das Leben in seinen buntesten Gestalten sich bewegte, breiteten sich nach hinten die Ruhe und Stille des Todes aus.

Das sind die Nester des Hauses, in dem Trouin de la Barbinais die Taufe der Gabrielle am Fastnachts-Dienstag des Jahres 1690 feierte.

X. Die Gäste.

An jenem Tage leuchteten die farbigen Fenster hell und glänzend. Die besten Weine Spaniens wurden aus dem tiefen Keller auf die Tische des großen Saales gestellt. An den mit den reichsten orientalischen Stoffen bedeckten Tischen saßen die ersten Kaufleute von St. Malo, alle jene Männer, welche im Stande waren, Ludwig XIV. ein Geschenk von dreißig Millionen zu machen, um unter Trouin's Commando eine Flotte nach Rio Janeiro zu schicken. Die schönsten Stoffe glänzten an Herren und Damen, wenn die ersteren auch den Tabak- und Theegeruch aus ihren Jabots und Perrücken nicht ganz vertreiben konnten. Die nervigen Arme dieser Corsaren handhabten die Gläser wie Pistolen, und unter den weißen Händen der Damen war manche, die im Stande geschienen, einen König zu beohrfeigen, wie Fräulein Letarge. Aber das trug nur zur Originalität des Banketes bei.

Der alte Trouin zeichnete sich unter seinen Gästen durch die Einfachheit seines Wesens und seines Aeußern aus. Es war ein schöner alter Mann, noch in voller Kraft und Lebendigkeit, furchtbar durch seinen dichten schwarzen Schnurrbart, und ehrwürdig durch das weiße Haar, das wie Schnee auf seine Schultern herabfiel. Er trug die einfache Tracht seiner Jugend, und nur der Griff seines Degens stach von dem braunen Tuche ab. Zuweilen entfuhr ihm, trotz seines galanten Wesens, ein Fluch über die Gicht, die ihn seit mehreren Jahren plagte. Auf Alle übte er eine unwiderstehliche Gewalt aus; nur seine Frau wußte seine Halsstarrigkeit etwas zu bändigen.

Sanfte Anmuth war der Grundzug des Charakters und der Physiognomie von Madame Trouin, deren blendende Weiße durch die schönen Farben ihrer Toilette noch gehoben wurde. Zur Rechten Trouin's saß die Königin des Festes, die Frau Gräfin Gabrielle von Bourdonnais. Sie vereinigte alle Reize des weiblichen Olymps, die wir in Einem Worte zusammenfassen: sie war eine vollendete Schönheit. Die junge Wittve hatte die Hand eines Fürsten ausgeschlagen, um ihre Millionen dem Manne zu schenken, der ihr gefiele. Die Gräfin trug ein Purpurkleid und einen schwarzen Hut mit weißer Feder; ihr Schmuck bestand in zwei brasilianischen Steinen, von denen jeder dreißig tausend Livres kostete.

Nichts hätte zur Freude dieser jungen vornehmen Dame gefehlt, wenn René dem Familienfeste angewohnt. Sie machte auch wirklich dem alten Corsaren bittere Vorwürfe darüber, daß er ihren Lebensretter nicht zu der Taufe des Schiffes geladen, und wollte, daß er einen Erpressen nach Caen schickte, aber Trouin erwiederte: René arbeite seit kurzer Zeit mit solchem Fleiß, daß es ein Verbrechen wäre, ihn darin zu stören; „wer weiß,“ schloß der Alte, „ob der Anblick der Gabrielen ihm nicht wieder auf drei Jahre den Kopf verrücken würde.“ Trotz des Complimentes fühlte sich die Schöne doch pickirt, und wandte sich gelegentlich an Luc Trouin: „Wenn Euch an meiner Achtung gelegen, so wird Euer Bruder morgen Abend hier sein. Mein Wagen, meine Pferde und meine Leute stehen zu Euren Diensten.“ Luc, welcher bald blaß, bald roth wurde, sagte der edlen Dame ein Wort in's Ohr, das sie

augenblicklich beruhigte, und nun war sie lauter Lust und Freude für das ganze übrige Fest.

Besonders ergözte sie eine Gruppe von Masken, welche dem Feste anwohnten. Der Anführer dieser Gruppe war Niemand anders, als Guay, der in dem prachtvollen Costum eines venetianischen Gondoliers der Laune der Goelette durch den Bischof und die Geistlichkeit von St. Malo beigezogen; er hatte mehr als einen Kanonen- und Flintenschuß gethan, den Triumphzug der Gabrielle auf der Rhebe von Dinard begleitet und zuletzt den Preis der Kraft und Geschicklichkeit bei der Wettfahrt der Boote gewonnen, welche den Tag beschloß. Dieser Preis bestand in einer goldenen Kette, welche er aus der Hand der Gräfin in Empfang zu nehmen gewagt, die den Sieger zu umarmen herbeikam. Der alte Trouin, welchen die Sicht nur langsam näher zu kommen gestattete, applaudirte aus der Ferne dieses Kraftstück, ohne zu wissen, wer es ausgeführt, und weshalb Alles um ihn her lachte.

XI. Der Seeräuber.

René's Kühnheit drang auch in den Ballsaal des Waters, in welchem sich die bunte Masse der Masken bewegte. Er war ja die Seele des Ganzen, denn Luc war ihm in allen Anordnungen, die er ihm an die Hand gegeben, gefolgt; freilich war die dafür vom Vater ausgeworfene Summe um ein Drittel überschritten worden. — Nach dem Banket hatten sich die Gäste an die Fenster begeben, um dem Feuerwerk zuzusehen. Das Funkenmeer beleuchtete die Gabrielle, die ihre Flagge weit in die Luft hinaus wehen ließ. Luc zitterte, daß er seinen Bruder nicht sah; vielleicht hatte ihn ein grausamer Gläubiger dennoch einstecken lassen. Er erwartete vergeblich das Signal der Ankunft seines Bruders. Bei dem Rauschen einer Rakete in der Straße sollte Luc verschwinden, René seine Rolle und seinen Namen überlassen, . . . und dann in dem Incognito eines Conseilpräsidenten wieder erscheinen. Endlich ertönte das Signal. Luc eilte René entgegen. „Nun, was hat Dich so lange zurückgehalten?“ fragte er, und zog ihn nach seinem Zimmer. „Nichts,“ antwortete du Guay, der seine Maske mit der linken Hand abnahm. „Ein Rencontre an der alten Mauer, — eine alte Rechnung, die zu tilgen war. Wie findest Du mein Seeräubercoûtüm?“ — „Reizend, aber was ist das?“ rief Luc blaß vor Schrecken. Er sah Blut am Handgelenk seines Bruders. „Das gehört zur Tracht; es ist das Armband des Corsaren.“ — „Aber Du bist verwundet.“ — „Nun ja, ich habe mich so eben geschlagen. Diese Ritze erhielt ich, und dem Gegner habe ich ein Auge gespalten. Morgen mehr davon. Nun aber rasch die Rollen vertauscht!“ — „Beharrst Du denn noch immer auf der Comödie?“ — „Mehr denn je; eben habe ich in einer Tragödie mitgewirkt, nun geht's an die Comödie.“ — René trat in den Saal, und alle Welt glaubte, es sei Luc, namentlich der alte Trouin. Beide Brüder hatten ja die gleiche Größe und dieselbe Stimme. Nachdem er sich in dem Kreise der Masken einige Zeit umgesehen, begrüßte er Frau von Bourdonnais, welche im Costüm der Königin Anna unter einer Gruppe thronte, die den Hof Ludwig XII. vorstellte. Sie hielt ihn für Luc und konnte diese Metamorphose des schüchternen Mannes in einen Seehelden kaum begreifen. Dem alten Trouin schmeichelte diese Veränderung der Dinge am meisten. „Nun, mein Sohn,“ rief er, „mit Dir ist ja ein merkwürdiger Wechsel vorgegangen?“ — „Allerdings,

mein Vater,“ antwortete der Seeräuber, seinen Hut auf das Ohr setzend und die Hand auf dem Säbelgriff. „Dies Fest hat mich wunderbar begeistert, ich springe von dem Hintertheil des Schiffes auf das Vordertheil, und kenne mich wahrhaftig selbst nicht mehr!“ Bei dieser in dem Munde Lucs seltsam klingenden Sprache blieb Trouin verdutzt stehen, und betrachtete seinen Sohn von Kopf bis zu Fuß. René glaubte zu weit gegangen zu sein, aber sein Vater drückte ihm die Hand und rief: „Bomben und Granaten, solche Worte sind mir lieber, als die griechischen und lateinischen Brocken, die ich nicht verstehe.“ — „Von Griechisch und Latein ist nun keine Rede mehr; Alles, was ich davon gelernt, ist keine Priße Labak werth. Gerne ließe ich die ganze Universität in die Luft fliegen.“ — „Damit wollen wir warten, bis Dein Bruder ausfindirt hat.“ — „Der arme René, wie er mich dauert! Wär's denn nicht möglich, ihn den Krallen der Wissenschaft zu entreißen und ihn mit uns auf der Gabrielle einzuschiffen?“ — „Niemals!“ rief du Guay in dem Tone, der keinen Widerspruch duldete. „Auch habe ich keine Sorge mehr um seinetwillen,“ fügte er hinzu, „denn nach dem letzten Briefe ist er voll Eifer für sein Studium.“ — „Wie Du jetzt keine Sorge mehr für mich hast!“ Dabei zog er eine Meerschaumpfeife aus seiner Tasche. — „Wie, Du rauchst? So ist's recht.“ — „Ich folge Deinem Beispiel; ich verschlucke drei Gran Pulver in einem Glase Tafia, nehme mit der einen eine Pistole, meinen Säbel mit der andern, und Tod dem Feinde, der sich mir nicht ergibt.“ Die That zum Worte fügend, zog René seinen Vater, eine Pistole ladend, an das Fenster, zielte nach einer Laterne des Hafens, und machte sie in tausend Scherben zerspringen. „Bomben und Granaten, das ist schön gezielt!“ sagte Trouin im Uebermaß der Freude. „Endlich erkenne ich meinen Sohn!“ Und damit führte er René durch die von der Scene electrifirte Menge, von Gruppe zu Gruppe. „Sage mir aber, wer hat diese Metamorphose in Dir hervorgerufen?“ — „Eine Frau, mein Vater,“ sagte René. — „Wer ist sie, daß ich sie segne?“ rief der Alte. René zog ihn in ein an den Saal stoßendes Zimmer. „D mein Vater,“ rief René, „ehe Du ihren Namen vernimmst, schwöre mir, daß Du mir um ihretwillen keine Vorwürfe machen willst.“ — „Ich schwöre es Dir!“ — „Es ist Marie-Ange Bernard, um deren Hand Du mir zu werben verbotest; meine Hand ist es, die Du ihr dafür geben sollst.“ Eine schwere Thräne rollte über seine Wangen; er hielt die Hand an sein Herz, um dem Vochen zu gebieten. Trouin zog die Augenbrauen zusammen, sank in einen Lehnstuhl zurück und fluchte auf seine Gicht, die er seit einer Viertelstunde vergessen hatte. — „Fräulein Bernard! Fräulein Bernard!“ murmelte er, „die Tochter eines einfachen Piloten. Ihr seid beide noch zu jung.“ — „Marie-Ange habe ich versprochen, ein Seemann Deiner würdig zu werden, Dir auf all' Deinen Fahrten zu folgen, mich wie ein Löwe zu schlagen, . . . bereits habe ich begonnen. Vor einer Viertelstunde gewann ich mir die Sporen,“ fügte René muthig hinzu. „Hast Du von dem Chevalier de Brillantais gehört, der acht Menschen im Duell getödtet? Damit hat es ein Ende. Er war mein Rival. Ich habe mich unter den Wällen von St. Malo mit ihm auf Degen und Pistolen geschlagen und zerbrach ihm den Arm, zerhieb ihm ein Auge, und das ist Alles, was er mir abgerungen.“ Guay zeigte ihm sein geritztes Handgelenk, und Trouin warf sich seinem Sohne in die Arme. — „Mein Luc, Du sollst

Marie-Ange heirathen! ich werde ihr auf den Knien danken, daß sie mir meinen Sohn wiedergegeben." — "Aber was soll mein Lohn sein? Ich muß um jeden Preis ein Commando haben." — "Ein Commando?" — "Ein Commando auf der Gabrielle, auf dem gefährlichsten Posten, im ersten Kampf; morgen kommen die Engländer, wie man sagt. Gib mir eine Batterie und vier Mann, das genügt mir, um zu siegen oder zu sterben!" Eben als Trouin die Frage begonnen, ob er auch wirklich Luc sei, trat jemand ein und brachte ihn von diesem unglückseligen Gedanken ab. Der Eintretende war der Hydrograph von Brest, der sich gerade in St. Malo aufhielt.

Kerran galt als der klügste und geschickteste Mann der ganzen Küste, was die Schifffahrt betraf. "Bei Gott!" sagte der alte Corsar, indem er sich an die Stirne schlug, "das ist ein guter Wind, mein Freund. Diese schöne Maske bittet mich um ein Commando auf meinem Schiffe. Thun Sie mir doch den Gefallen, ihn auszufragen, um zu sehen, ob er dazu fähig ist." Kerran bat René, seine Maske abzunehmen; aber Trouin, der seinen Plan änderte, befahl ihm, sie zu behalten. "Ich will Ihnen eine Uebersetzung bereiten," sagte er zu dem Lehrer; "nach dem Examen sollen Sie den Namen des Aspiranten erfahren." — "Die Vorsehung ist für mich," sagte unser Held, "ich bin gerettet." Und mit seiner Fassung sein Gedächtniß und seine Gedanken wieder findend, antwortete er auf alle Fragen mit solcher Besonnenheit und in so gut gewähltem, ächtem seemannischen Ausdruck, daß der Meister verlegen ausrief: "Wer dieser junge Mann auch sein mag, er wird, wenn man ihn gewähren läßt, der erste Seemann seines Jahrhunderts werden." — "Nun gut! Dieser junge Mann ist mein ältester Sohn!" sagte Trouin begeistert. "Luc, nimm jetzt Deine Maske ab und dank' unserem Freunde für sein Horoskop. . . ." René demaskierte sich, aber seinem Vater den Rücken zuwendend und in die Arme des Lehrers stürzend. — "René!" murmelte dieser, der ihn auf den ersten Blick erkannte. "Um Gottes willen, mein Herr, sagen Sie, Luc, wenn Sie ein Prophet bleiben wollen!" Kerran merkte, wie die Sachen standen, und trat in die Mitwisserschaft ein. Er hatte die Richtung, die dem Jüngling von Caen gegeben wurde, stets beklagt. "Ja, mein lieber Trouin, geben Sie Ihrem Sohn ein Patent, und das Patent eines zweiten Befehlshabers wäre nicht zu viel. Ich würde von der ersten Stelle sprechen, wenn Sie nicht selbst die Gabrielle bestiegen!" René hatte ganz mechanisch seine Maske wieder aufgesetzt und sich triumphirend an seinen Vater gewandt. "Aber Bomben und Kanibüsen!" wiederholte dieser, "wie hast Du das Alles gelernt, Du, der vor drei Wochen noch nicht einmal eine Vole umwenden konnte." René schrieb dies Wunder Marie-Ange zu, unter deren Einfluß er Tag und Nacht gearbeitet. Auch habe er den Vater angenehm überraschen wollen. — "Dein Patent," sagte der Alte, "solst Du bei der ersten Ausfahrt erhalten. Deine Hochzeit soll bei der nächsten Heimkehr gefeiert werden." Der gute Capitän wußte noch nicht, welche schmachvollen Zweifel auf Bernard's Namen lasteten. Wenn er sie gekannt, würden seine Versprechungen minder bestimmt gewesen sein. Grund genug für René, Nichts im Ungewissen zu lassen.

Der Alte nahm auf seinem Schreibtisch einen Brief und ein unbeschriebenes Patent, füllte sie rasch aus, richtete den Brief an Fräulein Bernard und gab ihn mit dem

Patent René, der sie mit einer convulsischen Geberde an sich drückte.

"Endlich," dachte er, "halte ich mein und Luc's Glück in Händen; wir wollen sehen, ob das Schicksal sie uns wieder entreißt." Er dankte dem alten Trouin aus voller Seele; dann nahm er aber wieder den bittenden Ton an und flüsterte ihm in das Ohr: "Noch ein Wort!" — "Für wen?" — "Für Deinen Cassier. . ." — "Was? Du brauchst Geld? Du, der weder die Kneipe noch die Würfel kennt!" — "Du vergiffest, daß ich mich geändert. Die Fehler kommen mit den Tugenden. Du hast mir hundert Mal meine Bruderie vorgeworfen. Ein ächter Seemann, sagtest Du, müsse Heinrich IV. Talente vereinen, Venus, Bellona und Bacchus anbeten. Marie-Ange ist meine Venus; Bellona habe ich heute meinen Tribut bezahlt." — "Nun willst Du auch dem Bacchus huldigen?" — "Das habe ich bereits gethan, ehe Bellona an die Reihe kam. Ich habe getrunken und gespielt; auch klagen die Gläubiger und drohen mir mit Gefängniß. Eine Summe von ungefähr. . ." René hielt vor der Ziffer inne. "Bomben und Granaten! Was geht die Summe mich an!" rief der Alte außer sich vor Freude. "Ich werde Dir sogleich 5000 Livres ausbezahlen lassen!" — "Das genügt nicht, mein Vater!" sagte René fest. "Ich brauche das Doppelte." Der alte Capitän verstummte, aber er war schon zu weit gegangen, um zurück zu treten. Er schrieb deshalb einen Bon auf 10,000 Livres für seine Cassé. "Kerran hat Recht!" rief er. "Du wirst der größte Seemann Deines Jahrhunderts." — "Deffne mir den Ocean!" rief der junge Held, und zeigte mit begeistertem Ausdruck auf den Hafen. "Bald werde ich Dir wie die Argonauten das goldene Vließ bringen, und das einfache Wappenschild des Trouin soll unter den herrlichsten glänzen."

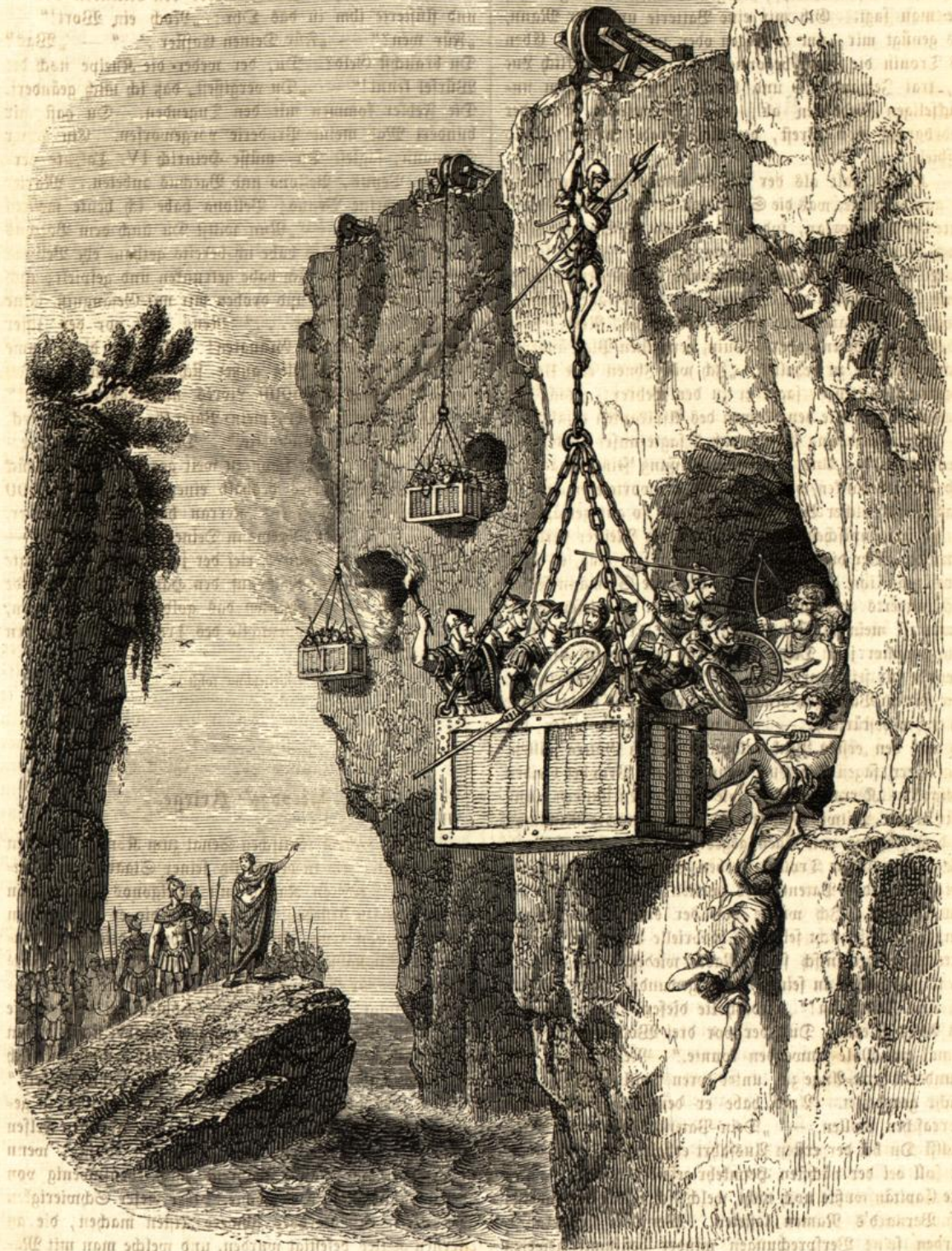
(Fortsetzung folgt.)

Herodes' Kriege.

Herodes, vom römischen Senat zum König der Juden erklärt, hatte, um in den Besitz seiner Staaten zu gelangen, einen schweren Kampf mit Antigonos, Sohn von Aristobulos, zu bestehen. Die Siege, die er über seinen Rivalen davon trug, unterwarfen ihm endlich ganz Galileä, mit Ausnahme einer beträchtlichen Truppe von Partisanen, die für Antigonos kämpften, und die aufs Heuerste verfolgt, ein Asyl in den Höhlen bei dem Dorfe Arbelles suchten. Der König Herodes befahl, sie in diesen unzugänglichen Schlupfwinkeln anzugreifen, wohin sie sich mit ihren Familien zurückgezogen. "Die Schwierigkeit," sagt der Geschichtschreiber Josephus, "war, dahin zu gelangen, weil die schmalen Wege von lauter schroffen Felsen umgeben waren, die man nicht erklettern konnte, wenn man sich unten befand, während man ebensowenig von oben herabzukommen vermochte. Um dieser Schwierigkeit abzuhelpen, ließ Herodes schwere Kisten machen, die an eisernen Ketten befestigt wurden, und welche man mit Maschinen an den Felsenwänden herabließ. Diese Kisten waren voll von Soldaten mit Helearden, um diejenigen anzugreifen, welche Widerstand leisten wollten. Aber dieses Herablassen der Kisten war mit großen Gefahren verknüpft, weil diese Berge sehr hoch waren. Die Flüchtlinge

hatten reichlich Lebensmittel. Gewöhnlich ließ man die Kiste langsam herunter bis zum Eingang einer Höhle, und einer der Soldaten mußte die Flüchtlinge heraus-

locken, worauf dann der Kampf begann, der mit Feuer und Schwert geführt wurde. In einer dieser Höhlen befand sich ein Greis mit seiner Frau und sieben Söhnen,



Soldaten des Herodes im Kampf mit Rebellen, 40 v. Chr.

die, so furchtbare Gefahr ins Auge sehend, ihn baten, zu dem Feinde übergehen zu dürfen. Aber statt ihnen dies

zu gestatten, stellte er sich an den Eingang der Höhle, tötete sie einen nach dem andern, warf ihre Leichname

von der Höhe herab und stürzte sich dann ihnen nach, ihren Tod der Sklaverei vorziehend. Ehe er dies jedoch that, schleuderte er die furchtbarsten Verwünschungen auf Herodes herab, obgleich dieser Fürst ihm mit der Hand das Zeichen der Vergnügung gab. So mußten sich zuletzt alle diese Flüchtlinge übergeben, weil selbst diese Höhlen keinen Zufluchtsort mehr boten."

Der Krieg der Wölfe.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Seit beinahe einem Monate war das Schloß Vocard durch eine dieser wider Willen eingereichten Truppen bewacht. Der Graf hatte ihren Eifer dadurch angespornt, daß er mit ihnen plünderte und die magere Beute mit ihnen theilte. Ein Ausritt hatte ihnen ein Stück Wein und einige Hammel in die Hände gebracht, an denen sie sich im Vorhof erlabten, während der Graf in dem großen Saale des Schlosses zu Nacht speiste. Die Platten wurden weggenommen, die Diener waren gegangen und der Herr trank in kleinen Zügen einen Becher Würzwein, den er von Zeit zu Zeit mit einem Rosmarinzweig umrührte. Schwester Gertrud, welche wenige Schritte von ihm an einem Fenster saß, bewegte in ihren Händen schweigend einen Rosenkranz. Nach einer langen Pause wandte sich der Graf an sie.

"Tod und Teufel! meine Schwester, wie lang wirst Du noch mit Deinen Paternostern fortzufahren?" sagte der Graf. — Die Nonne erhob den Kopf: "Bist die Menschen nichts mehr von Gott zu bitten haben," versetzte sie mit sanftem Lächeln. "Wenn Du einigen Credit bei ihm hast," fuhr der Herr von Vocard fort, "so ersuche ich Dich, ihn um die Ausrottung der Wölfe zu bitten, die das Königreich verheeren. Beim Himmel! wenn ich Herr des Paradieses wäre, nicht einer der Schufte sollte mit dem Stricke entgehen." — "Gott ist zu mächtig, um nicht gnädig zu sein," sagte Gertrud. Der Graf machte eine zornige Geberde. "Zum Teufel mit Deinem Mitleid, das ist eine Nonnentugend: Für den Mann gibt's nichts als das Schwert, und was hat das Meinige nicht ausgerichtet! Von Montfaucon bis Charny nicht ein edles Haus, das nicht geplündert wäre; die Schloßherren sind geflüchtet und die Wölfe behaupten das Feld. Nur das Schloß Vocard ist ihren Angriffen entgangen. Meine Vasallen schützen es. Und es ist nichts zu fürchten, denn jeder von diesen weiß, daß der geringste Fehl ihm das Leben kostet. Ihr seid mir all' dem Unwesen schuld. Ihr habt die Leute glauben gemacht, sie seien unseres Gleichen. Weißt Du nicht, daß der Hund, dem man schmeichelt, an Dir hinaufspringt, während der Hund, den man peitscht, sich zu Deinen Füßen schmiegt." — "Die Hunde, um die es sich handelt," bemerkte die Nonne in festem Tone, "sind wie wir Geschöpfe Gottes, für die Christi Blut geflossen und die im himmlischen Reiche dieselben Rechte haben, wie Du." Hugo stieg das Blut zu Kopf und seine Augen wurden roth. Es war leicht zu erkennen, daß die Lehre seiner Schwester Gertrud seinen Stolz schwer verletzte und daß er gerne protestirt hätte. "Es ist immer dasselbe Geleier. Suche Dir einen anderen Zuhörer, den Du bekehren kannst." — "Leider lebt die, die meinen Worten gerne lauschte, nicht mehr. Gott hatte sie mir gegeben, Gott hat sie mir genommen." Der Graf machte eine Bewegung, die Erinnerung an seine Tochter schien wie

ein mildes Licht über sein Herz hinzuziehen. Er senkte den Kopf und bewegte den Rosmarinzweig mechanisch in dem leeren Becher.

Nach langem Schweigen stand er endlich auf und rief: "Nein, nein, der Sache muß ein Ende gemacht werden. Der Adel soll wissen, wie man die Ganaille behandelt. Bereits habe ich einem Hundert von diesen Schufsten den Kopf gebrochen und der nächste beugt schon sein Haupt." Gertrud zitterte. "Weinst Du den armen Krüppel, der diesen Morgen im Schloß erschien?" fragte sie. — "Ah! hast Du Dich auch täuschen lassen?" rief der Graf. "Du hast an sein krummes Bein und seinen Brückenbogenrücken geglaubt. Du hättest ihn laufen sehen sollen, als er erkannt war. Er ist ein Wolf von der Bande der Grobseisen. Man fand das Kreuz mit zwei Zweigen bei ihm, das ihr Abzeichen ist. Ich hätte ihn gleich an den Thurm knüpfen lassen, wenn ich nicht gedacht, man könnte zuvor einigen Nutzen aus ihm ziehen. Petit-Pierre hat ihn auszufragen, und wenn wir nichts mehr erfahren können, schicken wir ihn zur Hölle." "Verweigere ihm wenigstens nicht einen Briefsteller," rief Gertrud; "es ist schrecklich, wenn der Tod eine Seele mitten in der Sünde trifft und sie in die Hölle führt." — "Ich glaube, Du möchtest ihm gar das Paradies zubereiten," unterbrach sie der Graf lachend. Gertrud faltete schauernd die Hände; der Graf hatte sich indeß erhoben und seinem Stallmeister gepfeifen, um ihm einige Befehle zu geben. Wohl einsehend, daß jede Einsprache vergeblich sein würde, seufzte die Nonne und ergriff ihren Rosenkranz wieder, um wenigstens für die Seele zu beten, für die sie nichts thun konnte. Der Gefangene stand unter der Obhut der bewaffneten Vasallen. Petit-Pierre hatte ihm Hände und Füße zu größerer Sicherheit gebunden. Neben dem Feuer liegend, an welchem die Verteidiger des Schlosses mehrere Hammelsviertel brien, sah er sie mit stoischer Gleichgültigkeit essen und trinken. Alles Mühen Petit-Pierre's, einige Details über die Schlupfwinkel, die Kräfte und Pläne der Wölfe aus ihm herauszubringen, waren bislang vergeblich gewesen. Der Gefangene hatte immer wie ein Mann geantwortet, den man nicht überraschen kann. Petit-Pierre dachte, das einzige Mittel, seinen Argwohn zu beseitigen, sei vielleicht, ihn besser zu behandeln und ihm einige Hoffnung zu geben. Deshalb band er ihm die Hände los, setzte ihm die Kanne an den Mund, gab ihm von dem Hammelbraten und forderte ihn auf, an ihrem Mahle Theil zu nehmen.

Der Wolf ließ sich nicht bitten, denn er hatte einen Hunger, der seinem Namen alle Ehre machte. Petit-Pierre munterte ihn zum Essen auf und ließ ihn einen guten Ausgang seiner Gefangenschaft hoffen.

"So wäre der Graf also milder geworden, als er vorigen Winter war," sagte der Gefangene mit einem Blick auf seinen Wächter. "Erinnerst Du Dich nicht mehr der kleinen Hütte, die an den Backofen stieß, und die, wenn ich mich recht entsinne, von Deinem Vater bewohnt wurde?" — "Ja wohl." — "Nun, da der gute Mann kalt hatte, verließ er eines Nachts seine Hütte, um Holz im Walde des Grafen zu sammeln; aber die Waldhüter ergriffen ihn und schleppten ihn auf das Schloß, wo man ihn so furchtbar schlug, daß er zwei Stunden bis zu seiner Hütte brauchte und am zweiten Tage starb." — "Woher weißt Du das?" rief Petit-Pierre todttenblä. — "Das ganze Land sprach davon," versetzte der Wolf, "und Du bist wohl der Einzige, der es vergessen; aber vergeihen ist eine christliche Tugend. Deinen Becher, Kamerade, auf das An-

denken Deines Vaters... und auf die Gesundheit des Grafen." Petit-Pierre, der eine Kanne in der Hand hielt, stieß sie mit einem Fluch auf den Boden. Einer seiner Nachbarn, der die Worte des Gefangenen gehört, lachte laut auf. „Haha! das schnürt Dir den Hals zusammen; ich will mit ihm trinken.“ — „Recht gerne,“ sagte der Wolf, einen Blick auf den neuen Mitunterredner werfend; „will sehen, ob Du besser trinkst, als Dein Bruder, dem der Graf nicht mehr denn zwanzig Maas Wasser aufdringen konnte, als man ihn auf die Folter spannte.“ — „So weißt Du also auch das?“ sagte der erstaunte Vasall. — „Noch mehr!“ fuhr der Gefangene fort. „Frage mich zum Beispiel, woher hat Franz die Narbe über die Wange? ich antworte Dir: von der Peitsche des Herrn Grafen. Warum hat Anselm, der so reich war, nichts mehr, als seinen Stallkittel? ich antworte: „Weil der Schlossherr von Bocard seine Kühle sammt Gespann verkauft hat, das sich Wilhelms Sohn erworben. Ich will Dir die Gabel der Gerechtigkeit zeigen, an der Du seinen Leichnam finden wirst. Glaubt Ihr denn, weil Euch Eure Feigheit zu Soldaten des Grafen gemacht, ich wisse seine Ungerechtigkeiten nicht mehr? Keiner von Euch kann sagen, daß er nicht tief verwundet und verletzt ist und zwar von dem, dem Ihr heute dienet, und der Euch, wenn er mal von seinen Feinden befreit ist, mit Hundstritten fortjagen wird. Ich kenne Euch alle: gestern waret ihr noch sein Wild, heute seid Ihr seine Jagdhunde.“ — Die Vasallen betrachteten sich: sichtbar hatten die Erinnerungen, die der Wolf in ihnen wachrief, ihre Herzen in Aufruhr gebracht. Die Augen glühten, der Ausdruck ihrer Züge wurde wild, mehrere Stimmen erhoben sich zu gleicher Zeit und riefen: „Aber wer bist denn Du?“ Der Gefangene ließ sich wieder auf seinen Sitz nieder. „Wer ich bin,“ wiederholte er: „Einer, der Unrecht, das ihm angethan worden, nicht vergißt. Vor zwölf Jahren war ich der Sohn einer armen, hilflosen Wittve, und da es uns häufig an Brod fehlte, so lauerte ich dem Wild mit meiner Armbrust auf. Aber die Waldwächter entdeckten mich, ich mußte fliehen und in die Verbannung gehen.“ Nach Verlauf von einigen Jahren konnte ich jedoch dem Drange, meine Mutter wiederzusehen, nicht mehr widerstehen; ich kehrte zurück, ging jedoch nur bei Nacht und durch die dichtesten Wälder. Ich kam an einem düsteren Abend an den Ort, wo unsere Hütte gestanden; sie war verschwunden, und als ich einen Vorübergehenden nach der Wittve fragte, die sonst hier gewohnt, lachte dieser und antwortete, sie sei todt.“ — „Deshalb bist Du also Wolf geworden,“ fragte Petit-Pierre. „Aber Dein Name?“ — „Ich sage ihn nur Männern und sehe hier nur Memmen,“ versetzte der Gefangene bitter. Es entstand eine Pause; die Vasallen Bocards umgaben den Wolf und betrachteten erstaunt das gebräunte Gesicht, das sich in einem dichten Barte halb verbarg, die robusten Glieder, die einige Lumpen schlecht bedeckten, und die kühne, spöttische Miene, die die Gewohnheit zu verrathen schien, Alles herauszufordern.

Der jedoch, der ihre Neugierde auf solche Weise reizt, hatte sich wieder mit der größten Sorglosigkeit über das Gessen hergemacht; er wollte seine Worte die gehörige Wirkung thun lassen, ehe er weiter sprach. Die bitteren Erinnerungen, die in dem Gedächtniß seiner Wächter auftauchten, ließen sie zuerst leise, dann mit lauterer und festerer Stimme sich gegenseitig ihre Kränkungen mittheilen. Etienne, der diese drohende Aufzählung der Schändlichkeiten des Grafen vernahm, flackelte ihren Zorn noch mehr auf und die Gereiztesten schlugen bereits vor, daß man aus

dem Schlosse fliehen und den Herrn ohne Vertheidiger lassen solle, als der Graf auf dem Perron erschien, der in den großen Saal führte. Sein Anblick machte die gewöhnliche Wirkung. Alle Stimmen verstummten, alle Blicke senkten sich, und durch die Gewohnheit zu ihrer passiven Unterwürfigkeit zurückgeführt, lauschten die Vasallen zitternd. Aber dem Gefangenen nützte diese allgemeine Bewegung, die die Aufmerksamkeit von ihm abgelenkt und bis zum Feuer schleichend, ergriff er einen Dolch, dessen man sich als Messer bedient, um ein Hammelsviertel zu zerschneiden.

Der Graf, welcher ihn mit den Augen suchte, ging auf ihn zu; im Augenblicke jedoch, als er sich zu ihm hinabbeugte, um mit ihm zu sprechen, sprang der Gefangene, der sich der Stricke entledigt hatte, mit denen Füße und Hände gebunden waren, mit einem Satz auf, ergriff ihn unversehens und schleuderte ihn zu Boden.

Die Vasallen, anfangs verdutzt, machten eine Bewegung, als sie ihren Herrn aufschreien hörten; aber der Wolf erhob seinen Dolch. „Wem sein Leben lieb ist, der bleibe ferne!“ sagte er; „seht Ihr nicht, daß ich thue, was Ihr schon längst hätten thun sollen? Dieser Mann schreckte Euch, nun seht Ihr ihn zu Boden geschmettert, gebunden!“ Wirklich hatte er mit den Stricken, deren er sich zu entledigen gewußt, die Arme des Grafen gebunden. „Was fürchtet ihr noch? Seht Ihr nicht, daß Ihr die Herren seid?“ In diesem Augenblicke hörte man Geschrei von der Seite des ersten Hofes und die Stimmen der Wachen riefen: „Die Wölfe! die Wölfe!“ Die Vertheidiger des Schlosses griffen mechanisch zu den Waffen. „Fürchtet Euch nicht,“ rief der Gefangene; „es sind Freunde und Rächer! Der Grobeisen, der mich gesandt, um den Platz zu recognosciren, wird des Wartens müde geworden sein; öffnet, es leben die Wölfe!“

Einige von den Vasallen waren bereits nach dem Punkte geeilt, wo man das Geschrei der Angreifenden hörte und erschienen bald wieder ganz bestürzt in ihren Reihen. Der Ruf: „Es leben die Wölfe!“ den der Gefangene ausstieß, wurde von den Soldaten des Grafen wiederholt und nach einem Augenblick der Verwirrung waren die beiden Truppen eine einzige, die sich nach dem Schlosse stürzte und plünderte. Wir werden es nicht versuchen, diese Scene der Unordnung und Zerstörung zu schildern. In wildem Rachedurst fanden die Bauern ihre höchste Lust darin, alles zu zerstören, was an die Macht des gestürzten Herrn erinnerte. Alles, was nach dem Ausdruck der Chronik jener Zeit zu wenig oder zu schwer war, um es fortzuschleppen, wurde unter lautem Siegesgeschrei zerstört. Möbel, Teppiche, Bilder, alles flog durch das Fenster und füllte die Höfe. Die treugebliebenen Diener flohen, und eine Viertelstunde nach dem Ueberfall waren der Graf und seine Schwester Gertrud ganz allein. Der Erstere, immer noch gebunden, war nach der Kapelle geschleppt worden und einem Wolf zur Bewachung übergeben, der, den entblösten Degen unter dem Arme, ruhig einen Strick mit einer Schlinge bereitete. Schwester Gertrud kniete neben dem Grafen, den sie zu trösten suchte; aber Bocard zitterte bei dem Anblick des Stricks, den sein Wächter in der Hand hielt. „Was thut der Bursche da?“ fragte er halblaut. „Denke an Gott allein, mein Bruder!“ antwortete die Nonne, die wohl wußte, was das zu bedeuten hatte, und die im Tode nur ein Mittel zu ihrem beiderseitigen Glück sah. Der Wächter band den Strick indeß langsam um das steinerne Kreuz, das neben der Kapelle stand. „Graf!“ sagte er mit einem ironischen

Lächeln, „denk' an Dein Seelenheil, denn Du wirst ehestens vor Gott erscheinen!“

Hugo richtete sich mit einem Schrei auf; er konnte weder seinen Augen, noch seinen Ohren trauen. Er wollte seine Bande zerreißen, aber sie waren fest geknüpft; er ergoß sich in Verwünschungen und Drohungen gegen den Wolf; als er jedoch seine Ohnmacht fühlte, ließ er sich zu Versprechungen und Bitten herab. Der Wolf hörte schweigend zu und ermahnte ihn nur von Zeit zu Zeit, seine Seele Gott zu befehlen; endlich zeigte er ihm mit dem Finger den Schatten der Kapelle, der sich auf dem Kirchhof verlängerte, und erklärte ihm, daß in dem Augenblick, in dem er das Kreuz erreiche, seine Stunde gekommen sei. Der Ton dieser Worte ließ keinen Zweifel, keine Hoffnung. Gertrud, die den Grafen noch immer zu trösten suchte, sank neben ihm auf die Knie und nahm ihn in ihre Arme. „Alles ist aus für uns auf Erden, Hugo, denke daran,

daß wir zu Isolden kommen.“ Das Gesicht des Grafen hellte sich auf. „Isolde!“ wiederholte er. „Ja,“ antwortete die Nonne, „ste, die so lange Dein Glück und Dein Segen war.“

(Schluß folgt.)

Der Dreher.

Zu den vornehmsten Handwerkern zählt unbedingt der Dreher, so unscheinbar seine Werkstätte, seine Instrumente und der größte Theil seiner Producte sind, denn die Erfindung des Drehselns ist eine gar alte: nach Diodor von Sicilien soll Dädalus, der auch das Fliegen erfinden wollte, nach Plinius, Theodoros der Erfinder der Drehbank sein.



Dreher im 17. Jahrhundert.

Das Dreheisen erfand der Philosoph Thales, und Phidias, der Bildhauer, war der erste Holzdrechsler. Wie demnach die Erfinder die ersten Geister ihrer Zeit waren, so beschäftigten sich auch berühmte Männer gerne mit dieser Technik. Der große Alexander von Macedonien, der Sieger in so vielen Schlachten, war ein geschickter Drechsler, und nach ihm übten Artarerres von Persien, wie Kaiser Rudolph II. diese Kunst aus. In der Völkerwanderung erhielt sich von allen Künsten nur das Drehseln und später wurde es fleißig in den Klöstern getrieben. Wie einfach freilich in früherer Zeit die Maschine war, auf der man die schönen glattpolirten Sachen machte, zeigt unser Bild, das einer alten Spruchwörterammlung entnommen ist. Die Pressstange oder Wippe, die wir hier sehen, ist fast ganz abgekommen und wird nur noch auf Dörfern zu größerem Holzdrehen benützt. Unsere Leser sind gewiß schon bei einem Drechsler gewesen

und haben dem muntern Drehen des Schwungrades und dem Surren der Holz- und Beinspäne zugeschaut. Sie kennen also auch das heutige Verfahren oder können es leicht kennen lernen. Ehedem wurde das Arbeitsstück an der Spindel befestigt. Die Wippe, eine hölzerne 6—8 Fuß lange elastische und biegsame Stange, die unter der Zimmerdecke angebracht ist, wurde an dem dünnern Theile mit einer mehrere Male um das Arbeitsstück gewickelten Schnur herabgezogen und mit dem Fußtritt verbunden. Sowie der Dreher den Tritt niederzog, drehte sich das Arbeitsstück und der Drehstahl wurde dagegen gehalten und so gedreht. Zum Drehen selbst hatte man schon früher die mannigfachen stählernen Werkzeuge. Ihre Zahl hat sich indes neuerdings mehr als verdreifacht, und wir werden gelegentlich ein andermal die Dreherkunst von heute eines genaueren Blickes würdigen.